

Jetzt heißt es warten

Wiesbaden, den 28. 2. 1993

Noch ist es nicht sicher, ob sich mein Leben in Kürze „drüben“, in dieser Stadt in Thüringen, abspielen wird. Zwar habe ich schon wenige Tage nach dem Gespräch einen Telefonanruf der Gründungsdekanin erhalten, die mir freudig mitteilte, dass ich den Zuschlag der Kommission und der Studierenden bekommen habe. Aber noch gibt es da einen thüringischen Minister, der ja sagen muss.

Merkwürdigerweise war ich schon damals, als ich die Annonce in der ZEIT gelesen hatte, ziemlich sicher, dass in Jena mein weiteres Leben stattfinden würde. Und bisher hat sich dieser Eindruck für mich nur ständig verdichtet.

Jena und Weimar stehen für Goethe und Schiller.

Ich habe inzwischen eine Art Doppelleben begonnen: Äußerlich gehe ich wie immer den täglichen Aufgaben nach. Innerlich aber kokettiere ich ständig mit dieser Stadt und mit meiner möglichen Zukunft. Ich komme mir irgendwie wie verzaubert vor. Ich werde also vielleicht wirklich in die Stadt der deutschen Dichturfürsten ziehen! Und in die Nähe von Weimar.

In der Auslage vor einem antiquarischen Buchladen stöberte ich vor ein paar Tagen ein kleines Büchlein mit dem Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller auf. Es stammt aus der Zeit, als Goethe in Weimar Minister und Schiller in Jena zum Professor für Geschichte ernannt worden war. Ich habe das Bändchen gekauft und lese seit dem darin an den Abenden.

Dabei fällt mir auch ein: In Weimar passierte einmal große Politik, die Weimarer Republik. Und noch was: Dort in Weimar lag ein großes Konzentrationslager der Nazis. Ich erinnere plötzlich wieder: Ich habe es vor vielen Jahren besucht, an einem nasskalten Januartag. Der Bahnhof in Erfurt war kalt und zugig. Unser Reisebus fuhr von dort aus durch tief verschneite Tannenwälder. Von Weimar bekam ich damals nichts mit. Den KZ-Besuch habe ich als traurig und erschütternd in Erinnerung. Aber dieses Erlebnis war mir ganz offensichtlich für Jahre entfallen.

Warum zieht es mich jetzt auf einmal in dieses vergessene Land? Ist es deshalb, weil dort einmal die Wiege der deutschen Dichtung stand? Dabei mach ich mir gar nicht viel aus Schiller und auch nicht besonders viel aus Goethe. Oder will ich vielleicht erfahren, was der reale Sozialismus aus dem Land und den Menschen gemacht hat?

Wiesbaden, den 10. März 1993

Heute bekamen wir im Jugendamt Besuch einer Lehrer-Delegation. Sie kamen aus einer Kleinstadt in Thüringen zu uns, um sich im Westen anzusehen, wie dort Hauptschulen funktionieren. Denn die soll es nun auch im Osten geben. Ich hatte die Aufgabe, diese Delegation herumführen und für die Rückfragen der Besucher zur Verfügung zu stehen.

Delegation aus Thüringen besichtigt unsere Hauptschulen.

Ich bekam erstaunlich leicht Kontakt zu diesen Menschen, vielleicht deshalb, weil ich selbst furchtbar neugierig war auf alles, was sie erzählten. Aber das wussten sie nicht und ich verriet meine Zukunftspläne mit keinem Wort. Ein wenig schäme ich mich, dass die Osis ausgerechnet die Hauptschulen vorgeführt bekommen, das Stiefkind der westdeutschen Bildungsszene. Aber man zeigte natürlich nur die Bilderbuch-Beispiele. Ich unternahm mit der Delegation Besuchsfahrten in verschiedene Schulen und bemerkte schmunzelnd, wie sich die Schulleitungen bemüht hatten, ihre Schule herauszuputzen. So manche Schmiererei an Hauswänden oder auch in Klassenzimmern wurden offensichtlich erst vor wenigen Tagen frisch überstrichen.

Auf die Frage, ob es Gewalt zwischen den Schülern ihrer Schule gebe, verneinten alle Schulleiter im überzeugten Brustton. Unserem Amt sind allerdings etliche Beispiele von Gewalt in den Schulen bekannt. Aber das durfte man vor diesen Gästen offenbar nicht laut sagen.

Die Leute „von drüben“ teilten mir am Ende ihrer Reise mit, ich sei die Erste, die ihnen im oder aus dem Westen begegnet sei, die sich für die realen Verhältnisse bei ihnen in den Neuen Bundesländern interessiere. Und ich sei auch die Erste, die nicht der Meinung sei, alle westlichen "Errungenschaften" könnten und müssten in die Neuen Bundesländern schlicht und einfach übertragen und importiert werden.

Was in Schulen früher gut lief, ist heute tabu.

Mir, der offensichtlich an ihren jetzigen Lebens- und Arbeitsbedingungen interessierten und kritischen Wessi, wurde dann auch mitgeteilt, was ich befürchtet hatte: Viele der schulischen und außerschulischen Freizeit- und Bildungsangebote, die es nun flink aufzubauen gilt, gab es früher in durchaus ähnlicher Weise bereits, und das flächendeckend und nicht gekleckert. All das aber war direkt nach der Wende dem Boden gleich gemacht worden und sollte nun - so ziemlich mit nichts - ganz neu aufgebaut werden. Dass so vieles, was jetzt neu geschaffen werden sollte, früher schon da war, das sei, sagten sie mir, gegenüber der jetzigen Regierung und vor allem gegenüber Wessis tabu. Sicher, der Ansatz war anders in der Form, vor allem mit einer anderen Ideologie verknüpft, vielleicht ja mit mehr Disziplin und Ordnung versehen, aber durchaus mit ähnlichen pädagogischen Strategien, Ergebnissen und Zwecken verbunden. Aber keiner traue sich, so die Lehrer, das laut zu sagen. Viele aber würden es denken.

Diesen bitteren Vorgeschmack auf meine Zukunft muss ich jetzt wohl erst mal eine Zeit sacken lassen. Da gibt es also in den Neuen Bundesländern inzwischen schon neue Zwänge, neue Tabus, neue informelle Gesetze, dieses Mal durch den Westen gesetzt. An die muss man sich offenbar halten, wenn man nicht untergehen oder aber abgehängt werden will.

Wiesbaden, den 30. 4. 1993

Es ist so weit!

Vom Thüringer Ministerium kam heute die Bestätigung meiner Berufung an die Fachhochschule Jena. Es ist inzwischen schon April. Endlich kann ich Nägel mit Köpfen machen. Morgen gehe ich zum Chef und kündige.

Wiesbaden, den 1. Mai 1993

Der Chef bot mir von sich aus spontan eine Vertragsauflösung an, die mir gestatten würde, innerhalb von zwei Jahren zurückzukehren und erneut einen Arbeitsplatz im Jugendamt zu erhalten, wenn auch nicht zu den bisherigen Konditionen. Mir kam es so vor, als bewege den Chef Mitleid mit mir, die ich mir solche verrückten Ziele setze, und der man die Hand reichen müsse, wenn sich ihre Pläne, wie er es vermutlich erwartet, scheitern werden. Ich lächelte. Ich glaube nicht, dass ich auf dieses Angebot zurückkommen muss, aber ich nahm den Vorschlag an. Es kann ja nicht schaden.

Wiesbaden, den 3. Mai 1993

Gestern erhielt ich einen Anruf der Gründungsdekanin, die besorgt fragte, warum ich nicht antworte. Sie war beruhigt, als ich ihr sagte, dass ich vor lauter Freude und Aufregung vergessen hatte, meiner Berufung zuzustimmen. Sie bemerkte noch, dass sie sich auch freue und auf mich Pionierarbeit warten würde. Alles sei am Beginn und müsse neu gestaltet werden.

Pionierarbeit wird mich also erwarten. Ausgezeichnet! Ich freue mich darauf, etwas aufzubauen, neu anzufangen. Ich habe große Lust, mit anzupacken.

Wiesbaden, den 8. Mai 1993

Heute habe ich den Kollegen und Kolleginnen im Amt meine berufliche Perspektive offenbart. Ich erzählte es jedem, dem ich im Flur begegnete. Ich redete darüber mittags in der Kantine, ich teilte es den Kontaktpersonen mit, die ich gerade an der Strippe hatte. Es sprach sich schnell herum. Ich bekam gleich nach dem Mittagessen Besuch. Es kamen Leute, die einfach so hereinplatzten und mir mitteilten, dass sie es nicht glauben könnten. Ein richtiger kleiner Auflauf in meinem Büro.

Wie kann man nur!

„Warum machst du das denn?“

„Mensch, dir geht es hier doch viel besser!“

„Meinst du, du kannst das da drüben aushalten? Die verkommenen Häuser und so? Ich bin mal per Auto nach Görlitz gefahren, an diesem Jena vorbei, lauter schmucklose, graue Betonkästen, weiter nichts!“

„Sag ehrlich: Geht es um nen Mann? Weshalb sollte man sonst so eine Entscheidung treffen?“

Wenn ich geantwortet habe, dass ich mich darauf freue, was Neues zu machen, mit Studenten zusammenzuarbeiten, wieder Zeit zu haben fürs Denken, sogar bezahlte Zeit, dann grinsten die meisten ungläubig.

Mein engster Mitarbeiter meinte lachend, ich solle den Kollegen das nicht übelnehmen. Vielleicht seien sie im Grunde nur neidisch, dass ich die Chance hätte, aus diesem Laden hier wieder auszusteigen. Ich bin ihm dankbar für den Trost und es hilft mir darüber hinweg, dass niemand mich und meinen Entschluss bewundert, kein Mensch mir gratulierte und auch keiner sich für das interessierte, was ich dort machen werde.

Wiesbaden, den 10. Mai 1993

Ich habe gestern meinen Vater angerufen. Schließlich muss er es ja auch erfahren.

Aber ich hatte es ja schon vorher gewusst, wie er reagieren würde:

„Was, du willst in die DDR übersiedeln?“, fragte er erschrocken. Wie lange hat er „Ostzone“ gesagt. Und jetzt sagt er „DDR“, obwohl es der Osten des geeinten Deutschlands ist, in den ich ziehen werde, in die Neuen Bundesländer. Er versteht meine Motive nicht. Wir trennten uns nicht besonders freundlich.

Neue Bundesländer – ein Begriff der Abenteuer verspricht.

Ich mag übrigens den Begriff „Neue Bundesländer“. Ich assoziiere ihn durchaus mit hoffnungsvollen Vorstellungen: Da gibt es was aufzuholen, da ist auch noch nichts zu spät, da ist Neuland, da kann man noch was gestalten. „Alte Bundesländer“, das klingt für mich dagegen nach etabliert und satt und festgefahren. In meiner Vorfreude assoziiere ich mit dem Begriff „Neue Bundesländer“ die Entdeckung des Westens von Amerika, einem damals wilden, unbekanntem Land mit Menschen, die völlig fremd erschienen. Da gingen damals die hin, die Abenteuer suchten und auch die, die im alten Land gescheitert waren. Und es gingen die Risikofreudigen dorthin, die ihr Glück machen wollten. Werde ich dort mein Glück machen? Aber unversehens fallen mir bei dem Vergleich die Indianer ein, die auf diese Weise um ihre Heimat und ihre Kultur und nicht zuletzt um den Besitz ihres Landes gebracht wurden. Und ich frage mich erschrocken, ob es hier vielleicht auch Parallelen gibt.

Wiesbaden, den 15. Mai 1993

Bei uns im Amt ist meine Umsiedlung immer noch das Tagesgespräch.

„Machen Sie das freiwillig?“, fragte mich gestern meine Sekretärin mit bemitleidendem Blick. Ich lachte. Meine Freude und Euphorie lass ich mir von den durchweg erschrockenen und erstaunten Reaktionen meiner KollegInnen nicht nehmen. Wenn es mir zu bunt wird, lasse ich durchblicken, dass ich so schließlich aus dem Amtseinerlei herauskäme und Karriere an einer Hochschule machen kann.

Aber auch das scheint sie nicht zu beeindrucken.

Kann man denn im Osten leben?

„Ach, das ist doch gar keine richtige Uni, oder? Haben die denn überhaupt richtige Universitäten?“, unkte einer gestern.

Ja, jetzt kann ich auch Neid spüren in ihren Reaktionen.

Die Kolleginnen zeigen für mich eher Mitgefühl und machen sich Sorgen, ich könnte dort vielleicht krank werden und keine gute ärztliche Versorgung bekommen. Oder ich würde einsam sein und Heimweh kriegen.

Die männlichen Kollegen machen vor allem Witze über die DDR, den Osten, die Osis und meinen, mich auf diese Weise aufmuntern zu müssen. Ich wusste gar nicht, dass es so viele Ossi-Witze gibt. Einer ist mir im Gedächtnis haften geblieben: Eine Frau geht durchs Kaufhaus. Sie fragt eine Verkäuferin: „Sagen Sie mal, haben Sie hier keine Schuhe?“ Die Verkäuferin antwortet: „Keine Schuhe gibt es eine Etage tiefer, hier haben wir keine Hosen.“

Wiesbaden, den 25. Mai 1993

Neulich traf ich zufällig auf der Straße Margit, eine frühere politische Gefährtin. Ich hatte sie lange nicht mehr gesehen, sie wirkte auf mich inzwischen deutlich älter. Aber ich erkannte sie sofort und sie mich auch. Ich erinnere mich noch, dass sie die DDR immer leidenschaftlich verteidigt hatte.

Ich erzählte ihr, dass ich in ein paar Tagen nach Jena übersiedeln werde, um da zu arbeiten und zu leben. Ich erwartete ein zustimmendes Lachen, gute Wünsche für den Neustart, vielleicht sogar Grüße an bestimmte Bekannte im Osten Berlins, „falls du einmal dorthin kommst.“

Aber es lief anders: Margits Gesicht erstarrte, für einen Moment blieb ihr Mund vor Staunen und Erschütterung offenstehen.

„Bist du wahnsinnig? Da kannst du doch nicht leben! Und dafür willst du hier alles aufgeben?“ Mir fiel vor Schreck nicht ein, was ich sagen könnte. Ich verabschiedete mich verwirrt. Wieso spricht ausgerechnet Margit so verachtend und geringschätzig von den Neuen Bundesländern. Es bleibt mir ein Rätsel.

Wiesbaden, den 5. Juni 1993

Ende Juli ist für mich hier im Amt Schluss.

Ich werde einen glanzvollen Ausstand geben und die MitarbeiterInnen sämtlicher Abteilungen einladen, dazu viele Leute von den freien Trägern und aus Jugendhilfeeinrichtungen, mit denen ich zusammengearbeitet habe. Ich will ganz bewusst hier nicht einfach so verschwinden und sie damit in ihrer Vorstellung bestärken, dass ich doch die schlechteren Karten gezogen habe.

Wiesbaden, den 20. Juni 1993

Der großzügige Ausstand stimmte die Kollegen endlich wieder milder. Meine Sekretärin hatte sich nicht lumpen lassen und die Arbeit für das Ausstand-Fest übernommen. Dafür bin ich ihr unendlich dankbar, aber sie winkte ab, als ich ihr das sagte: „Das habe ich doch gerne für Sie gemacht,“ meinte sie lächelnd.

Das Hänkeln und sich Lustig-Machen hat aufgehört. Zum Abschied schenkte mir unsere Verwaltungsabteilung eine aufblasbare, menschengroße Banane. Man wisse ja nie.

Wiesbaden, den 23. Juni

Der Tag, an dem ich übersiedeln werde, rückt immer näher. Die Hochschulverwaltung in Jena hat mir für den Anfang eine Wohnung in einem Studentenwohnheim zur Verfügung gestellt, und ich will vorerst nur die nötigsten Sachen mitnehmen.

Es dauerte nun nicht mehr lange!

Aber jetzt plötzlich weicht verrückterweise meine Euphorie unbestimmten Ängsten. Die „Geleitworte“ von Kollegen und Bekannten haben sich also doch in meinem Unterbewusstsein eingenistet. Merkwürdigerweise kommt mir der Gedanke, nach Jena zu ziehen, auf einmal so vor, als wolle ich nach Australien, oder besser noch, nach Alaska auswandern.

Der Osten generiert Alpträume.

Ich starre irritiert auf die bunten Werbeprospekte, die ich von meiner Bewerbungsreise mitgebracht hatte. Dort werden die Schokoladenseiten der Stadt gefeiert, Goethe und Schiller müssen vor allem dafür herhalten. Aber die Schattenseiten gibt es hier nicht. Sie lernen schnell!

Ich komme auch wegen der Schattenseiten, wenn ich komme.

Wiesbaden, den 3. 7.1993

Aber gerade diese Schattenseiten scheinen es zu sein, die mir jetzt doch Angst machen. Und ich entdecke erstaunt, dass mir das alles hier in Wiesbaden doch etwas bedeutet: die sauberen, glatten Fassaden der Gebäude, die vollen Warenhäuser, das Warenüberangebot, die vielen Bequemlichkeiten, die makellosen Straßen ...

Ich ertappe mich bei Alpträumen. Gestern träumte ich, ich ginge in Jena in ein Lebensmittelgeschäft und fände dort nichts vor als regalweise Blecheimer voller Tomatensaft. Ich schäme mich. Aber es wird mir klar: Tief in meinem Unterbewusstsein lebt sie doch auch bei mir, die Vorstellung, ich ginge demnächst in ein fernes, dunkles, unwirtliches, entbehrungsreiches Land, abgeschnitten von allen Freuden der Zivilisation und weit entfernt von den Orten, wo sich die Erde in der Sonne dreht.

Und immer neue Ängste suchen mich heim:

Müssen die Menschen oder zumindest diejenigen, die an die alte Story vom Sozialismus geglaubt und mitgemacht haben, etwa dort heute Angst vor ihren Mitmenschen haben?

Gerate ich mit diesem Schritt vielleicht - statt frei zu sein, endlich mitmischen und die Schnauze aufreißen zu können - in eine Welt der Duckmäuser, wo man gut daran tut, zu lügen und alles zu vertuschen?

Würde es möglicherweise auch ratsam sein, mich nicht als Wessi zu erkennen zu geben? Werde ich verstecken müssen, dass ich aus dem angeblich goldenen Westen komme, wenn ich eine Chance haben will, in ihrer Stadt dazu zu gehören?

Stimmt es, dass die Rechtsradikalen dort im Osten so massiv ihr Unwesen treiben und ich mich diesem Hass aussetzen muss?

Und ist es wirklich so, dass man ewig warten muss, bis man einen Telefonanschluss bekommt? Eines ist jedenfalls klar: Ich werde nach Jena nicht einfach mal so umsiedeln, wie wenn ich nach Kassel oder nach Oldenburg ziehen würde. Und ehrlich gesagt, spüre ich auch schon etwas Angst, dass ich mich übernehmen könnte, dass die dreckigen Mauern, die verlassenen Arbeitsstätten, die unschönen Straßen und Ecken mich am Ende doch irgendwann abstoßen könnten.

Wiesbaden 4.8.1993

Eine merkwürdige Übergangszeit hat begonnen. Ich arbeite nicht mehr im Jugendamt. Und ich bin noch nicht in Jena. In den nächsten Wochen versuche ich, ein wenig die Seminare vorzubereiten, die man mir schon genannt hat.

Dann noch ein paar Wochen Urlaub, und dann